

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 2

Artikel: Kulturkritische Notizen. Sorbas, Stapfer, Tschudi und Bildung
Autor: Stickelberger, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rudolf Stickelberger

Kulturkritische Notizen



Sorbas, Stapfer, Tschudi und Bildung

Von der «Hochschule Schweiz» sollten diese Notizen handeln, vom stolzen Zukunftsziel nationaler Bildung, so wie es Bundesrat Tschudi am 200. Geburtstag seines bedeutenden Vorgängers, des helvetischen Kulturministers Philipp Albert Stapfer auf Schloß Lenzburg umrissen hat.

Lilienprinz oder Affe?

Doch Ort und Zeit, die den Rahmen für die Niederschrift solcher Gedanken bilden, bleiben nicht ohne Einfluß, und so geht denn für heute Folgendes dem Hauptabschnitt voran: Wie herrlich weit werden wirs mit unserer so überaus kostspieligen Wissenschaft, mit unserer Forschung und unserer Hochzivilisation bringen, bis unser Kulturkreis ins Vergessen versinkt? Wir planen zwar eifrig für die nächsten Jahrzehnte, wir sind dazu auch verpflichtet. Dennoch: Tausend Jahre sind wie ein Tag, der gestern vergangen ist.

Vorgestern bin ich einen heißen Vormittag lang in den Ruinen des Minos-Palastes von Knossos herumgestolpert, und den gestrigen Nachmittag habe ich damit zugebracht, im reichen Museum von Heraklion die Figürchen, den Schmuck, die Tonkrüge und die Tassen miteinander zu vergleichen. Geduldige und phantasiebegabte Archäologen haben hier Resten bunter Fresken ergänzt und ihnen Namen gegeben, damit die nach sprachlichen Gruppen geordneten Besucher auch ihren Spaß fürs Eintrittsgeld haben. Warum lassen diese sich überhaupt hier durchschleusen, was haben sie verloren? Sie langweilen sich, sehen auf die Uhr, freuen sich auf den Kaffee nachher und photographieren sich gegenseitig auf den Mäuerchen und vor Inschriften, ohne Sinn und Respekt für Alter und Verfall.

Sie kommen von weit her, um zufällig gefundene Reste einer großen und mächtigen Pracht zu bestau-

nen. Was weiß man noch? Nicht viel: Ein Archäologe zum Beispiel hat vor ein paar Jahrzehnten den Torso eines blauen Körpers zum «Prinzen im Liliengarten» ergänzt, sehr hübsch, fast zu süß, um echt zu sein, wie die Jugendstil-Illustration zu einem Märchen von Oscar Wilde. Ein neuerer Gelehrter wußte es besser: Unter seinem wissenden Spürsinn entstand ein blauer Affe, der die blaue Blume pflückt. Für wen pflückt er sie? Für die kokette Tafelgesellschaft am Fürstenhofe? Für die üppige Schlangengöttin, deren Lieb-linge aus eigens für sie konstruierten Tonschälchen geweihte Milch schlürfen durften? Wem geweiht? Den Berggeistern vielleicht, die auf den schwer zugänglichen Spitzen ihre Heiligtümer hatten? Vermutungen! Auch die Wissenden wissen fast nichts!

Der Gedanke macht einen rasend vor Neugierde und Unternehmungslust, daß überall auf diesen Gipfeln, die jetzt, vom Schreibplatz am Meere aus, zu sehen sind, ungehobene Schätze Aufschluß geben könnten über ein Volk, das zu seiner Zeit das Mittelmeer beherrschte und offenbar von Dingen wußte, die uns fremd sind – trotz den Hunderten von Millionen, die wir planmäßig für Forschung ausgeben.

Radar, Konserven, Geld

Daß man im Großen plant für den Fortschritt scheint in solcher Umgebung nicht mehr so selbstverständlich und Glück verheißend wie in unseren Bureaux und Laboratorien: Man erlebt zum Beispiel hier auf Kreta – wie an andern Orten der Welt auch – den grausamen Einbruch des geplanten Fortschritts viel heftiger als etwa in unseren Bergtälern. Von einem nahen Gipfel – ein Stiertempel könnte hier gestanden haben – drohen zwei mächtig schwarze Radar-Apparaturen ins tintenblaue Meer hinaus. Am Strand unten dehnen sich, von Stacheldraht umhagt, ausgedehnte Militärlager amerikanischen Stils. In den Spezialeilä-

den der Bergdörfer türmen sich die Konserven, während offene Oliven nicht zu haben sind.

Und in allernächster Zeit wird der Tourismus auch über diese Insel hereinbrechen. Bisher beschränkte er sich auf Heraklion: Die Bewunderer von Knossos mußten doch schlafen und essen, wollten Andenken und Postkarten kaufen. Dann kam ein findiger Kopf auf die Idee, beim Hafen von Hagios Nikolaos (St. Niklausen) ein Bungalow-Hotel zu bauen, und nun schießen solche Etablissements aus dem Boden, wo immer eine sandige Bucht zum Baden lockt. Bereits sprechen die Einwohner jenes deprimierende Kauderwelsch, das die Kurgelbiete auf allen Kontinenten verbindet. (Ladenbesitzer beim Kauf einer Flasche Wein: «Mir bringen bottle back, ich geben five Drachmen») Manchmal mischen sich auch französische und italienische Brocken in dieses zweite Esperanto; es klingt dann, wenigstens im griechischen Munde, weniger barbarisch als das deutsch-englische Fremdenverkehrsgemisch.

Vorderhand singen die Mädchen auf Kreta, wenigstens im Innern, beim Waschen und beim Gemüserüsten ihren heimischen Singsang, der zu den Saiteninstrumenten paßt. Diese werden noch gezupft und gestrichen, wenn man in den ungezählten Cafés zusammensitzt; die internationale Schlagerwelle hat von Kreta noch nicht Besitz ergriffen. Noch leben die Menschen vom Schlage des Alexis Sorbas: Selbstbewußte Mönche, stolze alte Hirten mit hochgezwirbeltem Schnauzbart, schwarzweißer Tracht und aufs Männerregiment zugeschnittener Moral. Aber ein geschäftstüchtiger Andenkenladen in Heraklion heißt ebenfalls «Sorbas, der Grieche»: ein Anzeichen dafür, daß das bisher Charakteristische ins Kitschige kippen wird, um Geld einzubringen. Die echte Kultur von gestern, ihrerseits ein durch die Jahrhunderte geschütteltes Gemisch von griechischen, türkischen, venezianischen Elementen mit Zutaten aus Kreuzfahrer- und Seeräuberzeiten, überschneidet sich mit dem zivilisatorischen Import von morgen, der die Dörfer mit Plastik aller Art überschwemmt, aber auch mit Touristen samt ihrem Geld – wer wollte es denen, die es bitter brauchen, vergönnen?

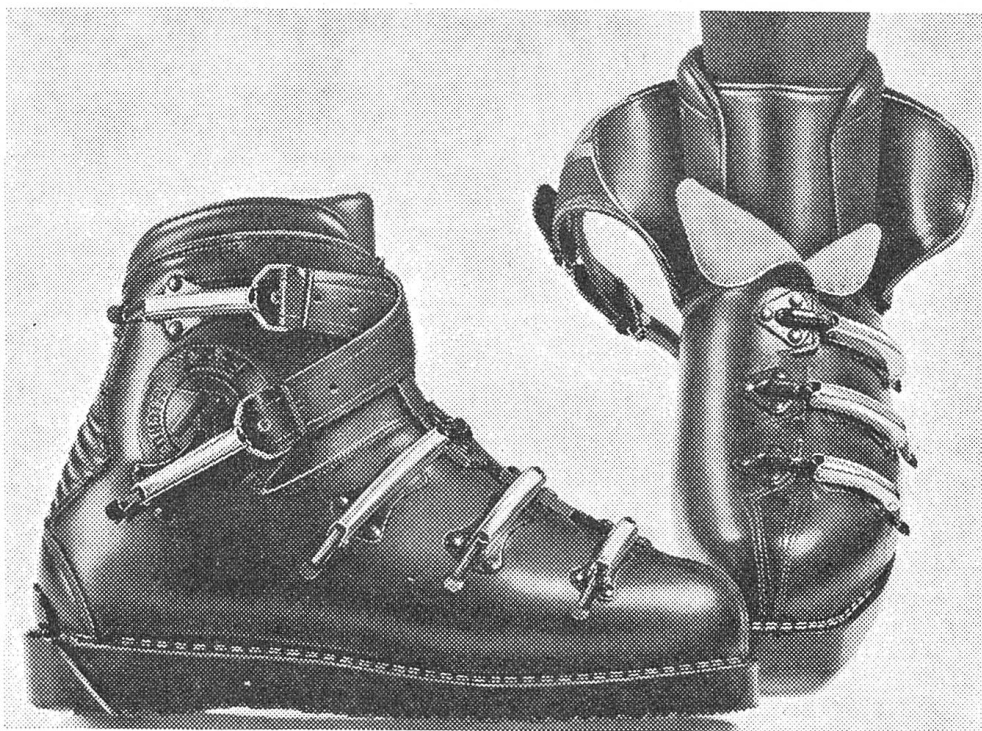
Weiter darf man das Gestern nicht romantisch glorifizieren: Die gestrigen Priester der orthodoxen Kirche haben dem Sorbas-Dichter Kazantzakis – er starb 1957 – ein Grab auf geweihtem Friedhof versagt, weil er sie ohne Heiligenschein konterfeite, und die Filmfabrikanten der Zivilisation von morgen wie-

derum haben den herrlichen Sorbas-Roman mit billigen Sensationen angereichert, ein wenig verfälscht und ein wenig dem internationalen Geschmack angepaßt. Aber ganz verbannen konnten sie weder den Geist des Dichters noch jenen der Insel, vielmehr verschafften sie dieser durch ihre populäre Vergrößerung neuen Weltruhm, und in manchem traditionslosen Großstädter mag beim Anhören der beinahe echten Musik und beim Anblick der beinahe lebensnahen turbulenten Szenen die Sehnsucht nach dem einfachen Leben erwachen – im Augenblick, da just diese verherrlichte Tradition weggespült wird; denn die Kreter ihrerseits sehnen sich nach nichts so sehr wie nach dem international genormten Leben. So greift eines ins andere.

Die misslungenen Werke dominieren

Übrigens muß man sich immer wieder gegen das eigene Empfinden zur Wehr setzen, als komme die Zivilisation von Morgen wie ein Gespenst auf uns zu, mit Plastik behängt und mit Computern bestückt, unsere Geheimnisse mit Minispionen aushorchend und unser Leben mit atomaren Gefahren bedrohend.

Überlegungen, wie sie Bundesrat Tschudi zu Stapfers Ehren angestellt hat, weisen nüchtern, aber mit Schwung in eine gemeisterte Zukunft. Zum Beispiel: «Versucht man aus Stapfers staatsmännischem Wirken die Bilanz zu ziehen, so dominieren auf den ersten Blick die mißlungenen Pläne und die unvollendeten Werke. Bald eilten seine Ideen der Zeit und den Gegebenheiten voraus, bald fehlte die Verwirklichung seiner bescheidensten Forderungen. Doch wäre es verfehlt, die Größe Stapfers allein an der Summe der verwirklichten Projekte zu messen. Entscheidend scheinen mir vielmehr seine Ideen, die oft geradezu als Visionen anzusprechen sind, und sein begeisternder Glaube an das Gute im Menschen, verbunden mit seinem unermüdlichen Einsatz für die Hebung der Volksbildung. Welche Genugtuung müßte Stapfer empfinden, wenn er heute die Eidgenössische Technische Hochschule, die Landesbibliothek, das Landesmuseum und das Bundesbriefarchiv besuchen könnte, diese vier Institute, die er zumindest in ähnlicher Form schon geplant hatte. Und wie groß wäre seine Freude, wenn er die zahlreichen Lehrerseminarien der Kantone, ihre Volksschulen, Mittelschulen, Universitäten und Bibliotheken durchgehen könnte!»



Neu: Raichle Hit Duo – der Schnallenskischuh, der nie drückt!

Genial die Doppelschaft-Konstruktion: Sein schnürloser, handschuhweicher Innenschaft umfängt den Fuss mollig weich und warm. Sein harter Aussenschaft garantiert maximalen Halt und sichere Skiführung.

Und dazu die Raichle Micro Schnalle. Eine einfache Drehung verstellt den Schnallenzug um 1,2 mm. Das gibt bis zu 21 Einstellmöglichkeiten pro Schnalle, bis zu 81 pro Schuh.

Wichtig für alle Skifahrer!

Wenn Ihnen bis jetzt noch nie ein Schnallenskischuh richtig gepasst hat, probieren Sie den Raichle Hit Duo. Prüfen und vergleichen Sie selbst. Damen/Herren Fr. 179.— netto
Gehen Sie jetzt zur freien Anprobe ins Fachgeschäft. Verlangen Sie einen Raichle und bestehen Sie auf einen Raichle.

Es gibt einen Raichle für jeden Fuss, jeden Fahrer, jedes Budget.

Raichle

Sportschuh AG
Kreuzlingen

«Hochschule Schweiz»

Zu den nicht verwirklichten Projekten des einstigen helvetischen Ministers der Künste und Wissenschaften zählt seine «Bundesuniversität». Dazu Bundesrat Tschudi: «Das Zeitalter der Aufklärung hatte einen Aufschwung der Wissenschaften mit sich gebracht. Doch kann diese Blütezeit überhaupt nicht verglichen werden mit der heutigen explosionsartigen Ausdehnung der Forschung und mit der politischen, ökonomischen und sozialen Bedeutung der Wissenschaft im letzten Drittel unseres 20. Jahrhunderts.»

Seit der Helvetik haben sich die Verhältnisse radikal geändert. Damals waren an der einzigen schweizerischen Universität, in Basel, weniger als hundert Studenten immatrikuliert. Heute jedoch studieren an unseren neun Hochschulen über 32 000 junge Leute, und für 1975 ist die Zahl 53 000 ausgerechnet worden. Genügte damals einige Dozenten und Auditorien, so bedürfen Lehre und Forschung heute eines gewaltigen Einsatzes an Wissenschaftlern und finanziellen Mitteln.

Der heutige Kultusminister zielt aber mit seinem Verständnis für Stapfers vorausschauende, von der Ungunst der Zeit vereitelten Pläne nicht auf die Errichtung einer Bundesuniversität. Er schließt sich der Kommission Labhardt an, die den Auftrag hatte, Geld und Geist der zukünftigen Hochschulen zu analysieren, und zum Schluß kam: «Die Gründung neuer Hochschulen durch den Bund ist nicht anzustreben; denn die Förderung der bestehenden und allfälliger neuer kantonalen Hochschulen entspricht dem föderalistischen Aufbau unseres Staatswesens.»

Dennoch sieht Bundesrat Tschudi ein Gebilde, das er, einen Ausdruck Professor Alexander von Muralt übernehmend, «Hochschule Schweiz» nennt: die freiwillige Koordination der von der Eidgenossenschaft kräftig unterstützten kantonalen Hochschulen. Der Plan sieht so aus: Unser kleines Land kann für die Wissenschaft nur beschränkte personelle und finanzielle Mittel zur Verfügung stellen; infolgedessen muß für ihren möglichst wirkungsvollen Einsatz gesorgt werden. Das zwingt zu einer immer engeren Verbindung unter allen schweizerischen Hochschulen, wobei aber der Verständigung auf allen Stufen – Institute, Fakultäten, Hochschulen und Kantone – der Vorzug vor Bundesvorschriften gegeben wird. So wird sich die Zusammenfassung von Lehre und Forschung in unserem Land und damit die den modernen An-

forderungen entsprechende Hochschule Schweiz herauskristallisieren.

Die Religion von heute und ihre Priester

Das Gelingen liegt weniger in den enormen Finanzen, welche die künftige «Hochschule Schweiz» verschlingen wird: die Öffentlichkeit mit ihrem Glauben an die allein seligmachende wissenschaftliche Forschung – sie ist zum Religionsersatz des durchschnittlichen Zeitgenossen geworden, und gegen Andersgläubige verhält dieser sich sogar ziemlich intolerant! – wird die geforderten Hunderte von Millionen den neuen Göttern willig spenden.

Aber die Priester dieser Götter – die Professoren, Institutsvorsteher samt ihrem Stabe? Sind sie weniger auf den Gott, dem sie eifrig dienen (ihr Spezialfach), eingeschworen als die alten, mit großer staatlicher Macht ausgestatteten Priester? Und lassen sie ihre Priesterschüler (das Team) auch in Tempeln auf andern Hügeln opfern und beten (in andern Instituten anderer Hochschulen arbeiten)? Haben sich Eitelkeit und Eifersucht von ehemals versachlicht; wollen unsere Neupriester zur höheren Ehre der Forschung, nicht dem eigenen Kulte dienen? Sind sie nicht verdrossen, wenn die größten Gaben (Subventionen) und die schönsten Kränze (Preise für wissenschaftliche Leistungen) einem andern zufallen?

Das sind Gedanken, die einen, schweizerische Universitäts-Zukunft bedenkend, unter Kretas mythischem Götterhimmel befallen; denn der menschliche Charakter ist quer durch alle Kulturen sich selber treu geblieben.

Weniger bildlich ausgedrückt: Die größte Mühe wird Stapfers Nachfolger nicht damit haben, Pläne der Zusammenarbeit zwischen den Hochschulen auszuarbeiten und die Mittel für die Forschung aufzutreiben, sondern die Individualisten aller Fakultäten zum sinnvollen Zusammenspannen zu bringen. Grob gesagt: Akademische Forscher und Lehrer mögen sich in manchem von den Berufspolitikern und von den Bauernführern unterscheiden, aber in ihrem angeblich föderalistischen Schweizertum gleichen sie sich: Man nimmt vom Staate gern so viel man kriegen kann, verbittet sich aber jedes Dreinreden.

Möge uns die Zukunft hinsichtlich der letzten Andeutungen der Verleumdung überführen!